

Der Gossauer Kindheitsbach

Autor(en): **Stöckli, Rainer**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oberberger Blätter**

Band (Jahr): - **(1992-1993)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-946652>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Redaktion der «Oberberger Blätter» bringt im folgenden Ausschnitte aus Rainer Stöcklis «Kindheitskammern». Das Buch ist 1985 in fünfundzwanzig Exemplaren erschienen, es schreibt den Erlebnisraum und die Erfahrungswelt eines Knaben vor und nach der Jahrhunderthälfte fest.

Der Verfasser ist während der Jahre 1943 bis 1960 im Mettendorf aufgewachsen. Nach Gymnasium und Studienjahren hat er Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre seine Cedraschihaus- und Mettendörfler Erinnerungen niedergeschrieben: Ausschüttung eines Gedächtnisses.

Die hier vorgelegten Passagen gelten zur Hauptsache dem Kellenbach. Ihn, den «Cheli», überhaupt die Wasserläufe seiner Kindheit (auch den Andwilerbach), zählt Rainer Stöckli – nebst den unterschiedlichen Arealen des Mattenwalds – zu den bedeutenden Spielräumen seines Aufwachsens.

Die Illustrationen zu diesem Beitrag hat der Winterthurer Holzschneider Heinz Keller gezeichnet und zur Verfügung gestellt.

Als Kind habe ich den Kellenbach unserer Spielregion minutiös kennengelernt, später – als Schüler des Notkerschulhauses (1953–1956) – auch den Bachverlauf zwischen Mettendorf und Tiefe. Dort, in der Tiefe, bog der Schulweg, auf der Dorfstrasse fortsetzend, vom Wasserlauf ab. Bis zu diesem Punkt verlief der Bach – der Andwilerstrasse entlang bis zum «Schäfli»-Rank, einem scharfen Knie, wo das

Wasser, wenn es hoch kam, übers Ufer schoss, und von dieser brüskten Kurve bis zum Coiffeur Boppart – grösstenteils in seinem Naturbett. Höchstens anderthalb Meter tiefer als das Trassee der Kantonsstrasse oder als der abkürzende Fussweg an der Bäckerei Forrer (nachmals Bühler) vorbei, an Allensbachs und Gartenhausers, am Schuhmacher Egli und am Bauern Dürr vorbei, zog der Dorfbach – bewehrt und mit Wuhren gezähmt, aber nicht vermauert und begradigt – in gemächlichen Schleifen und Bögen dem Dorf zu. Nicht selten zwischen busch- oder baumbestandenem Uferzügen. Und fast überall fiel die Böschung steil, an manchem Platz jedoch bezwingbar, zum Bach ab. Sommers markierten Barfuss-Spuren die Stellen des Abstiegs zum Bachbett, winters las man an groben Skischuhspuren im Schnee ab, wo trödelnde Knaben vom überfrorenen Bachbett hochgeklettert waren: besonders pikante Schul- oder Nachhausewege.

Die Kellenbachbrücke

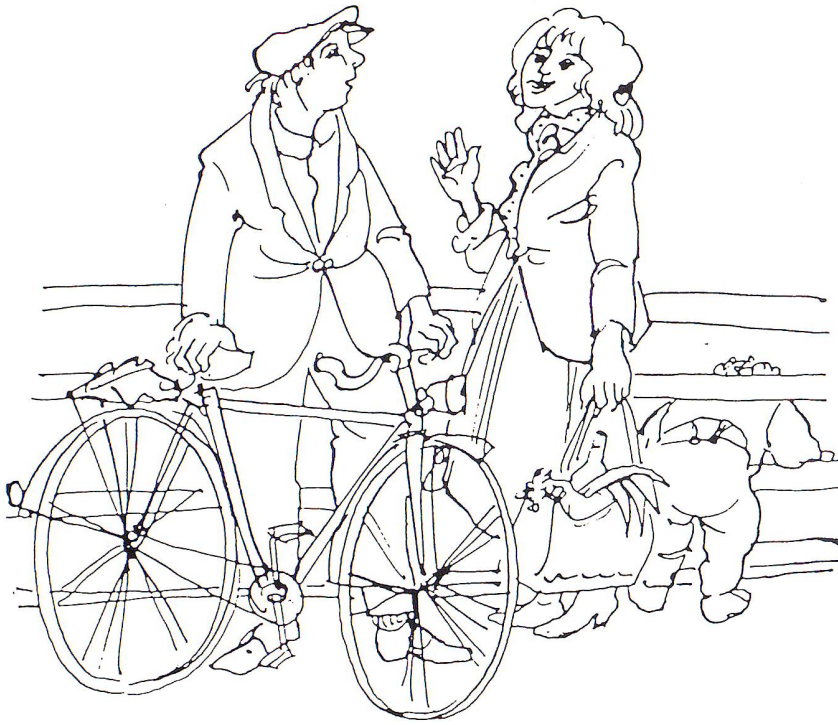
Bei oder unter der Betonbrücke, welche die Andwilerstrasse über den Kellenbach führte, hat mein Kleinkinderleben beinahe ein Ende genommen. Ich muss hier Spätererzähltem trauen: der Schreck und Nachschreck meiner Mutter hat die Erinnerung ins Familiengedächtnis gemeisselt.

Eines unserer Dienst- und Kindermädchen, Zita oder Liseli, hat mich

durchs dreifach geführte Eisenrohr-Geländer der Brücke schlüpfen lassen. Schlimm war nicht mein Sturz kopfüber in den Bach, aber entsetzlich, dass der Fall unter den Augen meiner Mutter passierte. Es muss Winter gewesen sein, das Mädchen hat, dem Vernehmen nach, mit einem Bekannten Zeit vertrödelt, verschwätzt, verschäkert. Ob ich durch Wasser oder durch Eisbildung fasziniert gewesen bin? Oder einfach durch Wunder für die Tiefe?

Der Sturz war nicht lebensgefährdend, der Wicht fiel, statt ins kalte Wasser, in einen Aschenhaufen; schlug nicht ins Bachbett, kopfvoran, so, wie es für meine Mutter vom Balkon her ausgesehen haben muss. Die Kohlen-schlacke und -asche aus unserer Zentralheizung pflegten wir – vielleicht auch andere Partien der Nachbarschaft – bei der Brücke in den Bach zu schütten: aus dem grossen Ascheneimer mit seinem ingeniosen Deckelmechanismus übers Bachbord zu leeren, das stäubte eindrücklich. Die Pulverasche und die Schlacke, regelmässige Relikte der Koksverbrennung, bildete winters einen grau-braun-rötlichen Kegel zwischen Steinquaderböschung und Bachbett, so lange Zeit, bis ein rechtes Wetter – Regenfall oder Tauwetter – den Bach voller und ziehender machte, wodurch der Kegel angefressen, schliesslich abgetragen wurde.

An eben der Stelle sei ich Knäblein «gelandet», mit der Wirkung, über und über schmutzig gefunden zu werden, aber eben weder bachnass noch verletzt oder zerschunden.



Dass meine Mutter vom Balkon aus das Unglücklein mitverfolgen musste, und dass sie, eine Katastrophe kombinierend, treppenhausewärts und das Weglein ums Haus und zur Strasse hinunter mit fliegenden Schritten den kleinen Sohn zu retten hastete, ist für ihr Gedächtnis ein wehes Stück. Für mich bloss aus Teilnahme. Dahinein ragen aus späterer Zeit Bilder von meiner Mutter, wie sie auf dem Bal-

kon des Cedraschihauses steht, die schöne, reinlich gekleidete Fabrikantenfrau aus der Bespagzeit, unterdessen ein wenig abgehärmt, in strenger Schürze, beherrscht winkend – kleine Abschiede irgendeines Werktags – oder eben das Bild jenes letzten, argen, des Abschieds in die Rekrutenschule – den sie gesichtslos winkt, während ihr Fleisch über die Brücke des Kellenbachs dorfwärts fortgeht.

Kellenbachs Quelle

Der Kellenbach war, seiner Herkunft nach, ein mythisches Gewässer. Ich kannte als Mettendörfler seinen Ursprung nicht. Folgte man seinem Lauf quellwärts, so stiess man auf zahlreiche Schleifen, fast alle im Wald, im waldigen Tobel, einander immer wieder ähnliche. Ihre Wiederholung, ebenso die Zahl der Wegübergänge – brückenlos, bloss Furten – wird einabendend gewirkt haben. Ein Traum, an die Quelle des Baches zu gelangen – ein Phantasma. Die Schleifen des Baches verwirrten in Wirklichkeit, haben sich im Gedächtnis verwirrt und versperren bis heute das Erlebnis der Quelle.

Ich übertreibe nicht. Natürlich kannte ich eine Anzahl Schleifen, kannte die Bogen des Wasserlaufs, die Abkürzungen, die Längen, die Schnellen, die Tiefen, die Engen; wusste günstige Übergänge und schwierige, zugewachsene oder abschüssige Stellen; wusste Umgehungen und erinnere den Karrenweg mit den beiden Radleisen durch die seichten, kleinkiesigen Becken; wusste, dass die anfänglich markante Doppelspur in sumpfigem Gelände sich verlief; – aber den Anfang des Baches erfand ich nie. Vom Gruenholz kam der Bach, vom Hinterberg; zwischen dem Gruenholz und Neucheln und Matten trat der Bach heraus, war breit, hatte ein Bett, war da und dort tief in den Grund geschnitten, hatte jedoch selten grobes Gefälle, scharfen Zug.

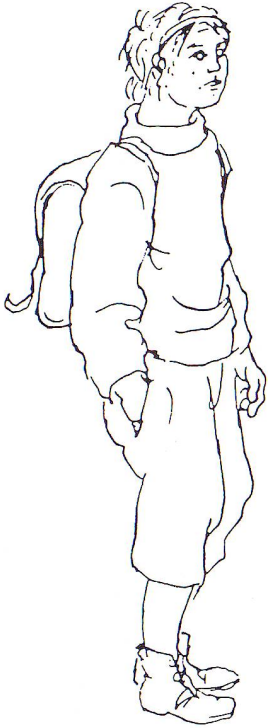


Im Gruenholz – mindestens so weit bin ich als Knabe «vorge drungen» – war der Kellenbach schon ein rechter Bach. Daher kam der Ricklin mit den Dreiviertelhosen, ein langer, verschlossener Junge, der vielleicht den weitesten Gossauer Schulweg hatte. Falls der einmal vom Gut seines Vaters so weit wie ich vom Cedraschihaus aus dem Bach aufwärts folgte: der fand vielleicht ein Bächlein, konn-

te vielleicht Zuflüsse unterscheiden, den Quellbach ausmachen... Mit dem Knaben verband mich jedoch nichts. Die Quelle des Kellenbachs zu finden blieb eine Versuchung.

Ich bewahre aus dem Jahr 1966 (Januar) ein Schema des Kellenbachverlaufes, mit Übergängen, später Brücken, Fä llen im Lauf, Nachbarschaften. Aus gleicher Zeit stammen Skizzen der beiden Pflanzgärten, sie erin-

nern das Bänklein am Eidechsenweglein, Tisch und Bänke westlich vom Grossen Pflanzgarten, erhaben über den beiden Baumschulniveaus, den Geräteschuppen und den Brunnentrog inmitten, die Bienenhäuser am oberen Rand der Baumschule. Verifizieren kann ich das nicht mehr: das Gedächtnis lässt sich, wie der Herzschlag, nicht erpressen, und die Mattenwaldwirklichkeit ist niederschmet-



ternd anders – wäre anders durch nichts als den Lauf und den Zerfall der allmächtigen Zeit; ist zerstört und verfremdet durch die Anlage des Autobahntrassees. Ich sage das mit Bewegung Anfang März 1984.

Der Hinterlauf des Kellenbachs

Wer bis zur Mooswiese im hinteren Kellenbachlauf drang, war am Ende

des Weges angelangt: in der Sumpfwiese verliefen sich auch noch die beiden Räder Spuren, die einige Meter weit im Gelände Narben hinterlassen haben. Vielleicht hatte ein Landwirt hier, den Herbst zuvor, Streue gemäht. Herbstzeitlosen waren selten, Gräser und Rispen standen einzeln über der Moosfläche; die Wiese war nicht vergandet, aber auch nicht weidbar.

Ich lernte, von hier aus nicht weiterzugehen, sondern südlich oder nördlich durch Wald aufzusteigen. Südlich gelangte ich auf die Höhe der Neucheln, ins Wiesland, das der Bauer Pfiffner bearbeitete. Nördlich ins Gruenholz, auf wieder besseren Weg, sofern ich die Richtung des Baches beibehielt; sonst gegen Obermatten hin, wenn ich ausdauernd Wald durchquerte. – Näher lag freilich, das Gruenholz zu erreichen: auf einem Waldpfad, der wie die Neucheln-Anschwilen-Strasse etwa fünfzig Höhenmeter über dem Bachniveau blieb.

Die Topographie des Tobels und der beiden Kleinweiler liess vermuten, dass der Bach vor diesem Moorwiesenareal ein unruhiges Laufen habe – mehr Gefälle mitzumachen als je nochmals bis zu seiner Mündung.

Hochwasser

Heinrichs Scheune gegenüber, seitlich der Grossremise des Transportunternehmers Mettler (nachmals Frischknecht), mündete das Andwiler

Bächlein. Wenig Wasser ging hier in den Kellenbach über; es reichte all die Jahre nicht, das jenseitige Ufer anzuspülen, indem der rechtwinklig einschliessende Zufluss in einer Kurve ausgeholt hätte. Der stärkere Bach schluckte das Andwiler Quantum ohne Aufhebens. Er hatte hier auch im Spätsommer mehr Zug als sein Zubringer, ja liess diesen, auf den letzten dreissig Metern, beinahe stillstehen: weder Becken noch Gefälle mehr, klarer, durchsichtiger Spiegel, weil der rascher ziehende Hauptbach staute. Das Andwiler Wasser wartete.

Im Fall eines Hochwassers freilich stiessen hier die holzreichen Wassermassen des Andwiler Baches mit dem schmutzigen, gelbbraunen Strom des Kellenbachs zusammen und schossen übers Ufer – setzten den Fahrweg mit den beiden Radrinnen und dem Breitwegerich auf dem Mittelstreifen unter Wasser, schnitten diese holperige Zufahrt zur «Eintracht» ab und ergossen sich, steinig, lehmig, geröllreich, in Heinrichs Wiese.

Den beschränkten Boten und Zeitungsausträger August Zünd, einen Junggesellen, kostete eine solche Überschwemmung, ausser dem heillosen Schrecken, die Stimme. Er geriet, helfend und wehrend, mitsamt seinem Fahrrad in den Strudel, wurde ein Stück weit mitgerissen und verletzte, dem Vernehmen nach, an einem Ast oder Stecken die Stimmbänder; er flüsterte seit dem Fall und hatte Mühe, sich zu verlaublichen – seine Rede klang extrem heiser.



Überschwemmungen waren aber die Ausnahme, waren Ereignisse. Mit Hochwasser ging es in der Regel ab, mit Furcht also, das Bett reiche nicht. Betroffen war am schnellsten der «Schäfli»-Rank, grad hinter dem Mettendörfli Brunnen, den Fellmann in Pflege hatte. Dort machte der Bach einen jähen rechten Winkel, sozusagen Knick, um der Führung der Kantonsstrasse sich anzupassen; dort trug das Wasser am schnellsten über die Lenkmauer hinaus und verwüstete die Strasse und füllte den Bäckereikeller des «Schäfli»-Wirts Hofstetter und die Grube unter der geeichten Fuhrwerkwaage grad vor dem Verkaufsladen.

Krebsen

Von meinem Bruder Benno habe ich das Fischen von Hand gelernt. Leider nicht, im gleichen Zug, seine Tierliebe, seine Enthaltensamkeit beim Töten

der Beutestücke. Er fischte zum Vergnügen, gab die Betrogene, die Überlistete – statt in die Pfanne – eher in ein vorher oder früher gestautes, befestigtes Weiherchen am Rand des Bachbettes und verfolgte den Verbleib oder das Entkommen des Fisches tagelang. Zu diesem Zweck – nicht gar definitive Fischhaltung an einer günstigen, seichten, geschonten Stelle – konnte er das Tier Hunderte Meter weit transportieren, trug es in Händen unter Wasser oder lief geschwinde einige Dutzend Schritte am Bachbord, um schnellstens mit dem Fisch wieder unter Wasser zu kommen und ihn da, ein Weilchen lang, nachatmen zu lassen.

Zu unserer gemeinsamen Fischerzeit, meiner Lehrzeit gewissermassen, gab es den Bachkrebbs noch knapp gesund und essbar. Er wurde zwar seltener, war indessen noch nicht ausgestorben. Meine Brüder trugen zeitweilig erbeutete Krebse nach Hause; töteten sie weidgerecht durch ruckhaftes Ausziehen des «Lebensfadens», das war

wohl: der Schwanzhinterflosse, an der das weisse Fädlein des Rückenmarks mitkam; säuberten die Tiere mit Fegen und Schrubben gründlich; und brieten sie dann im heissesten Öl oder Butterfett. Die Weichteile unter dem starken Rückenpanzer und die Mittelpartie waren essbar – etwa die Portion einer Riesenkrevette.

Intrigant beim Braten war die rasche Verfärbung des grauen Tierpanzers, auch der Scheren, zum hellen Hochrot, fast leuchtend, fast orange.

Dieser Bach- oder Flusskrebbs wurde im Verlauf meiner Kinderjahre von einem Wurm befallen. Einige Zeit fand ich kranke Tiere, von innen heraus durch winzige, weisse Räumchen zerfressen; sie trieben dahin, mehr tot als lebendig, bachab; die Funde lehrten mich vor Krebsen das Ekeln. Später fand ich keine Krebse mehr, nicht einmal wurmstichige, aus denen, wie aus mittelalterlichen «Memento-mori»-Bildern, Würmlein oder Schlanglein ragten – und wir Knaben hatten uns doch jeweils an ihrem heftigen,

dreckwirbelnden Rückwärtsgang unter Steinplatten belustigt, und hatten ihren Scheren Halme oder Stäbchen geboten, woran sie sich unter Umständen gar aus dem Wasser an die Luft hatten fördern lassen.

Handfischen im Kellenbach

Mit blossen Händen zu fischen forderte Geschicklichkeit, setzte Praxis im Greifen und natürlich Kenntnis im Uferungen voraus. Es geschah immer barfuss, das heisst, mit dem Risiko, einen Schnitt im Fussballen oder die Schürfung einer Zehe davonzutragen; nasse Hemdsärmel hier nicht veranlagt. Aber nur barfüssig hatte man genug Gefühl, und nur mit nackten Beinen und kurzen Hosenstössen konnte man allenfalls niederknien und mit der Beute kämpfen.

Im offenen Bachbett waren Forellen von Hand fast nicht zu erwischen; sie entwischten bereits unter dem Schatten der Hand, wenn sie die Annäherung, dann den Schattenwurf des Körpers geduldet hatten, oder sie rissen aus auf Temperaturveränderung hin, die Handwärme, oder wegen der verlagerten Strömung. Eine Forelle empfindet sich im offenen Wasser so unsicher, wie an Steinkanten oder unter Böschungen geborgen. Kannte einer Fluchtsteine, die Situation ihrer Unterhöhlung, oder die Bachborde – und ich kannte aufs genaueste Hunderte von Ufermetern weit die Topographie der Unterspülungen, kannte armlange

Fjorde im Wiesengrund, ausgespülte Wurzelfallen unter Sträuchern, Buchungen im Nagelfluhgestein, Mörtellücken und Mauerkavernen an Bachverbauungen – so war es ein Leichtes, die Fische in die Unterstände zu schrecken, zu beobachten und zu verfolgen, wohin die Tiere schos-

sen, und hernach mit mittlerer Vorsicht, siegesgewiss, allerdings dennoch mit Feingespür in den Fingerkuppen, die Beute zu orten, zu greifen, zu fassen und hervorzuholen ... notfalls, wie gesagt, im Wasser knieend, beidhändig, wenn's tunlich war, sonst einarmig, bis zur Schulter unter



die Böschung langend. Ich konnte so auf Bestellung, und mit Verlass, Fische erbeuten – liefern.

Zur geübtesten Zeit tastete ich gar die Fischgrösse ab, wechselte den Kandidaten bei zu geringen Massen, schätzte vor dem Fangen und Zupacken die Ruhe, die Unruhe des Tieres ab und wusste, infolge fehlgegangener Versuche, wo präzise ein Fisch zu fassen war, damit er nicht «vertschlipfte» – weder



nach vorn wegwischen noch zum Fänger hin ausrutschen konnte. Eine starke Bachforelle, einhändig gehalten, peitscht mit der freien Schwanzflosse gewaltig viel Wasser; und noch eine beidhändig gefangene, über dem Fischkopf und gegen die verjüngte Schwanzflosse hin gefasste, rührt

Knabenarme hin und her mit nichts als der Kraft des Fischrückens.

Bei Fellmanns war der Kellenbach auf einer Uferseite durch eine zwei Meter hohe Mauer abgelenkt: der Wasserlauf bog um 60 Grad dorfwärts ab. In den Höhlungen dieser Mauer – nicht Beton, sondern gröbster Kies und Zement vermischt – war das Fischen von Hand ein geradezu sicheres Geschäft. Nicht eine, ein halbes Dutzend Forellen mochten sich da auf Meterlänge verbergen, der Schattenfall störte da, armlang unter dem Ufer, nicht mehr, und die immer noch bestehende Strömung des Wassers tarnte die fischleibentlang tastenden Knabenhände. Als Schuljungen gaben wir – Kameraden – vor, Ratten zu jagen, und hielten uns unter diesem Vorwand, gelegentlich mit richtiger Angst vor Rattenbiss, öfters in diesem Bachabschnitt auf; stiegen allerdings niemals da in den Bach ab, sondern stets weiter unten am Bach, bei den Kastanien auf der Höhe von Harders Landwirtschaft, oder weiter oben am Bachlauf, noch über dem Feuerwehrschoopf.

Eine Stelle gab es da unterhalb der Bachverbauung, wo der Fisch, wenn er aus dem offenen Wasser und Sonnenbad in Sicherheit schoss, rechtwinklig zur Mauer in eine schmale Unterspülung tief eindrang. Von dort konnte er weder rechts noch links ausbrechen, nur rückwärts paddeln – da jedoch war vielleicht die zugreifende Knabenhand. Ich erinnere mich, Forellen an dieser Stelle vorsichtig, um Zentimeter, rückwärts gezogen, gezökelt zu haben, so weit, dass sie mir

in die Hand passten, dass ich greifen und zupressen konnte. Bloss mit dem Packen der Schwanzflosse war nichts gewonnen: der glitschige, peitschende Schwanz entglitt mit grosser Zuverlässigkeit, sofern man nicht mit der anderen Hand an die dickste Stelle des Fischleibs heranreichte.



Steine, Steinplatten, Steinbrocken, Felsstücke, Mauerbruchstücke im Bachbett waren halb so gute, aber immer auch ergiebige Fischplätze. Da waren zwar, zur Zeit meiner frühesten Fischdieberei, die Krebse zu fürchten, und wieder war notwendig, die Unterflache des Objekts genau zu kennen. Vorsichtige Fangmanöver gingen jedoch auch da meistens glücklich aus, zumal dann, wenn wir zu zweit voringen, einer den Stein nur um die nötige Distanz anhob, der andere zum Zugreifen gerüstet war.

Verlauf des Kellenbachs

Der Kellenbach verlief, soweit seine Länge mir bekannt war, höchstens zu



einem Zehntel gefasst und begradigt. Nach dem Mettendorf, die Bachpartie bis zur Tiefe, war sein Lauf nochmals frei, querte erst, wo die Häuserzeilen lückenlos wurden, die Kantonsstrasse Gossau–St.Gallen, gab von dort weg mit seinem geraden, parallelen Lauf der «Bachstrasse» den Namen, zog am Bauern Zingg vorbei, nach der Oberen Bahnhofstrasse längs einer Ahorn- oder Kastanienallee, passierte unterirdisch den Marktplatz bei der alten Post und die Herisauerstrasse – hiess da, natürlich, Dorfbach, und trat sofort im Niederdorf wieder aus. Wechselte die Laufrichtung nochmals gegen Westsüdwest, führte an der Haslenmühle vorbei zum Espel, zum Kressbrunnen und Eisenhammer, durch Viehweiden und locker bestandenes Waldgelände gegen Oberglatt hin, und mündete, mir eher bewusst als bildhaft, in die Glatt.

Während wir als Wölfe und Pfadfinder den Eisenhammer-Weiher und das Seelein unter der Ruine Helfenberg noch erfuhren, und die Glatt als Bachlauf jedesmal überquerten, wenn wir südwärts zogen, zur Ramsenburg hinauf oder zum Schwänberg – Zellersmühle und Toblersmühle hiessen, bezeichnenderweise, die Übergänge, Salpeterhöhle einer der romantischen Spielplätze für Jugendgruppen – während wir in Uniform also den Süden und den Westen des Mündungsflüsschens erfuhren, kannten wir in überhaupt keiner Eigenschaft seinen langen Herkunftsweg: von Degersheim als Zufluss einen starken Bach, von Schwellbrunn her das Muttergewässer.



Und im vergleichbar Vagen, in einem unbegangenen Land, verlor sich die Quelle des «Cheli», mutmasslich jenseits von Hinterberg irgendwo unter Hohfirst.

Winterkenntnisse

Winters begingen Mittelstufenschüler in Primarklassen, die aus dem Mettendorf ins «Noggi» zur Schule mussten,

den Bach auf der Eisdecke. Zwar kamen Löcher vor, und es gab dünne, unsichere Stellen in der Schicht («Blöden» hiessen wir sie, wie die dünnelaufenen Stellen an Wollsocken), und Vorsicht war geboten besonders bei den unregelmässig verlegten Holzschwellen – einer Art primitiver, aber hinlänglicher Verbauung im Bachbett, wo das Wasser entweder weniger kalt oder anders bewegt wurde als im normalen Bachlauf. Da wird es vorgekommen sein, dass eines ein-

sank, eins der Mädchen aus Unachtsamkeit, einer der Knaben anlässlich einer Mutprobe oder aus Renommisterei – hoffentlich nicht auf dem Nachhauseweg, denn sonst war der nasse Fuss, der nasse Hosenstoss nicht schlimm, er trocknete mit Strumpf und Schuh und Bein während des Unterrichts, und «kein Mensch» bemerkte den Unfall.

Solche winterliche Bachbegehungen waren über grössere Strecken verborgen und deshalb von doppelter Lust: die Heimlichkeit des Wegs und die fröhliche Gefährdung, dass eines einen Fehltritt tat, eine Fehleinschätzung büsste. Heimlichkeit: der Bach verlief weithin abgekehrt von den bewohnten Häuserseiten; kaum jemand achtete auf den Winter-Verkehr, weil er da nicht zu vermuten war. Kurze Erlen, gestutzte Weiden, Buschwerk versteckten die Kindergesichter, die Schultornister, die «Theks». Dagegen war der Gang auf dem zugefrorenen Bach stets ein mühseliges Wandern – Bücken und Ausweichen, Achthaben auf Zweige, Gesträuch, das niederhing oder Weg sperrte, auf ragende Strünke oder Baumviertel – ein lustvolles, heimliches, mühseliges Abenteuer.

Bei beständiger Witterung und bei überschneiter Eisdecke ergab sich im Bachbett mit der Zeit ein launig geschlungener und gewundener Trampelpfad aus Schuh- und Stiefelstapfen, sogar mit Marken an gefährlichen Stellen, an Einbruchplätzen. Des Eindrucks, dass die Winter beständiger kalt, die Sommer anhalten-

der warm gewesen seien zur Zeit meiner Kindheit, kann ich mich nicht erwehren.

Sommerkenntnisse

Sommers war die Begehung des Bachbetts nicht gleich verlockend. Wir benutzten dann den Wasserlauf kaum auf der ganzen Länge bis zur Querung durch die Kantonsstrasse, sondern höchstens bis zum untersten Brücklein, und passierten gesittet, am Rand der Hauptstrasse, den «Konsum» und die paar alten Holzhäuser des jenseitigen Bachbords. Reziprok der Heimweg: beim besagten Brücklein stiegen wir aufs Bachniveau ab und folgten dem ichthyologisch interessanten Stück bis vors «Schäfli»-Knie, stiegen da aus, schnitten die Kurve des Bachs auf dem Fussgängerweglein bis zu Alenspach und dem Mehrfamilienhaus mit Walters, und setzten erst von da weg wieder fort: unter dem oberen Brücklein durch, hinter Häusles Baugeschäftschuppen vorbei, an Harders Wiese, unter Kastanienbäumen hin, bei Fellmanns vorbei, am Feuerwehrdepot vorbei, wieder häufig unter Gesträuch, bis zur massiven Brücke der Andwilerstrasse, die unter dem Balkon des Cedraschihauses die vereinigten Kellen- und Andwilerbäche verbarg. Nach der Brücke konnte ich, gegen die Seite der Bürstenfabrik Geiger, bequem aussteigen, über eine kaum hüfthohe, gemächliche Böschung. Überhaupt waren von da weg

die Ufer des Kellenbachs sanfter: hatten eine Schräge, die das Zweieinhalbfache des Baches fasste, wenn er nach gewittrigen oder sintflutartigen Regen hoch kam; deshalb erlangte der «Cheli» hier auch selten einen Wasserstand von mehr als Meterhöhe.

Dieser Weg bachaufwärts galt, falls ich nicht auf der Höhe von Fellmanns aus dem Bach stieg und den jähren Abhang aufkletterte, der aufs Niveau des Cedraschihauses führte – auf das Wiesenplateau, welches wäldchenwärts ans Parksträsschen grenzte, eine eigentliche Abkürzung ohne Wegrecht – ein Luftlinienweg vom Zentrum des Mettendorfs nach Hause.